

# Eine analytische Interpretation von Kants ‚ich denke‘

von Arnulf Deppermann, Frankfurt a. M.

## 1. Einleitung

Der einleitende Satz des Paragraphen 16 der transzendentalen Deduktion der Kategorien in Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft (Auflage B<sup>1</sup>) „Das: Ich denke, muß alle meine Vorstellungen begleiten können“ kann als einer der prominentesten Sätze der Philosophiegeschichte gelten. Seine Auslegung darf in keiner Monographie des Kantschen Werkes fehlen. Er bildet einen zentralen Bezugspunkt etwa für die Möglichkeit einer transzendentalen Deduktion der Kategorien, für die These der Einheit des Bewußtseins oder für den Zusammenhang von Erkenntnis und Subjektivität. Diese Passage kann jedoch naturgemäß auch einen Ausgangspunkt für die Analyse von Kants Konzeption von Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis bieten.

Gemeinsam mit Descartes und Hume steht Kant am Ausgangspunkt des neuzeitlichen Philosophierens über Selbstbewußtsein. Daß seine Auffassungen trotz einer mittlerweile ins Unüberschaubare angewachsenen philosophischen Forschungstätigkeit weiterhin fruchtbares Potential für Diskussionen und Theorieentwicklungen bieten, zeigt sich daran, daß Mitte der achtziger Jahre mehrere Abhandlungen über Kants Ausführungen entstanden<sup>2</sup> und auch gegenwärtige Selbstbewußtseinstheorien sich an zentralen Punkten auf Kant berufen (so etwa Castañeda 1987, 118 oder Chisholm 1992, 131 ff.).

In der vorliegenden Arbeit soll versucht werden, eine weitere Perspektive auf Kants Diktum des ‚ich denke‘ unter dem Gesichtspunkt ‚Selbstbewußtsein‘ zu entwickeln. Dazu wähle ich einen primär *sprachanalytischen Ansatz*. Anhand einer Analyse grammatischer und semantischer Eigenschaften des Kantschen Satzes sollen mögliche Verständnisse von Subjekt, Bewußtsein, Inhalten von Bewußtsein und ihres Verhältnisses zu Selbstbewußtsein, Selbsterkenntnis und mentalen Zuständen im-allgemeinen entwickelt werden. Dies geschieht jedoch nicht durch eine isolierte Analyse des Eingangssatzes von Paragraph 16 – wie dies leider bei vielen sprachanalytischen Untersuchungen der Fall ist –, sondern in Verbindung mit anderen

<sup>1</sup> Wie allgemein üblich wird auf die „Transzendentalen Deduktion der reinen Verstandesbegriffe“ mit TD A bzw. TD B verwiesen, wobei A und B für die erste bzw. zweite Auflage stehen.

<sup>2</sup> Zu nennen sind hier Becker (1986), Cramer (1987), Henrich (1988), Hinsch (1986), Mohr (1991), Schwyzer (1990) und Sturma (1985).

Bestimmungen des Kantischen Textes (vornehmlich aus der TD A und B, sowie aus dem Paralogismenkapitel). Insofern verbindet sich der Leitfaden der sprachanalytischen Methodik mit einer *texthermeneutischen Perspektive*. Sie versucht, Interpretationen zu entwickeln, die im Einklang mit anderen Passagen der Kritik der reinen Vernunft stehen, und nutzt diese als Anhaltspunkte für die Entwicklung von Lesarten; umgekehrt kann versucht werden, durch die detaillierte Analyse des ‚ich denke‘-Satzes andere Passagen der KrV zu erhellen oder aber auch zu relativieren. Ein solcher Ansatz scheint mir gerade einem Werk wie dem Kants gerecht zu werden. Die Vielzahl iterativer Bestimmungen, leichter Modifikationen von Thesen und Beweisgängen, die Variation verwendeter Termini für Analoges deuten darauf hin, daß wir es nicht mit einem hermetisch geschlossenen Text, sondern vielmehr mit einem Versuch zu tun haben, welcher sprachliche und konzeptuelle Möglichkeiten konzentrisch umkreist und gewissermaßen tastend auslotet. Daß dabei keine stringente Interpretation resultiert, die alle Fragen klärte, kann hier schon als (wenig verwunderliches) Resultat vorausgeschickt werden.

## 2. Syntax von ‚ich denke‘

### 2.1 ‚ich denke‘ als Nominalphrase: Je aktueller Fall eines Denkaktes

Im Folgenden soll gezeigt werden, daß die syntaktische Analyse des Ausdrucks ‚ich denke‘ Restriktionen für die mögliche epistemologische Form impliziert, welche Vorstellungen annehmen können, die von ‚ich denke‘ begleitet werden können. Zuvor scheint es jedoch angebracht, zu fragen, ob diese Analysestrategie dem Kantischen Verständnis von ‚ich denke‘ gerecht werden kann. M. a. W.: Es ist zu prüfen, ob ‚ich denke‘ als Satz verstanden werden kann.

‚ich denke‘ wird in B 132 als *Nominalphrase* („Das: Ich denke, muß (...)“) verwendet<sup>3</sup>. Dieser Gebrauch ist recht ungewöhnlich, bedenkt man, daß es sich um einen Ausdruck handelt, der gemeinhin als Satz verstanden wird. Der nominale Gebrauch hingegen deutet daraufhin, daß mit ‚ich denke‘ nicht etwas ausgesagt wird, sondern vielmehr auf etwas referiert wird. Der Referent kann jedoch unmöglich ein Ding sein. Kant bezeichnet ‚ich denke‘ in B 132 als „Vorstellung“ und im Paralogismen-Kapitel als „Begriff“ oder „Urteil“ (B 399) bzw. als „Satz“ (B 405)<sup>4</sup>. Eine wesentliche Pointe des Paralogismen-Kapitels liegt darin, daß ‚ich denke‘ keine auf Anschauung gründende Wahrnehmung eines statischen Dinges bezeichnet, sondern eine „rein intellektuelle“ (B 423 Anm.), „leere“ (B 404) Vorstellung (s. 4.). Wenn ‚ich denke‘ hier dennoch nominal benutzt wird und von Kant gar als empirischer Satz bzw. empirische

<sup>3</sup> Auch an anderen Stellen findet sich der gleiche Gebrauch, z. B. in B 137, B 138.

<sup>4</sup> Da Kant (in B 376 f.) „Vorstellung“ als obersten Gattungsbegriff aller epistemologischen Größen bezeichnet, welche im Bereich des Verstandes (im weiten Sinne) unterschieden werden können, ist die Bestimmung des ‚ich denke‘ als „Vorstellung“ in B 132 mit den spezifischen Bezeichnungen aus dem Paralogismenkapitel ohne weiteres vereinbar.

Vorstellung bezeichnet wird (z. B. B 420 f., B 422 Anm., B 423 Anm.), so bietet sich die Interpretation an, ‚ich denke‘ beziehe sich auf einen (jeweils) *aktuellen Fall eines Prozesses bzw. Ereignisses*<sup>5</sup>. Diese Lesart kann sich auf Kants eigene Auskunft, ‚ich denke‘ sei „Aktus der Apperzeption“ (B 137; vgl. B 423 Anm.), berufen<sup>6</sup>.

## 2.2 ‚ich denke‘ als Satz: Sich selbst verstehender performativer Akt

‚ich denke‘ drückt demnach einen mentalen Akt aus, der einem „ich“ zugeschrieben wird. Wie kann dieses ‚ich denke‘ Vorstellungen „begleiten“? Zwei grammatische Möglichkeiten bieten sich für die Konzeption der Relation des Begleitens: ‚ich denke‘ kann

- a) einen (für sich unselbständigen) Subjektsatz bilden, der einen Objekt- bzw. Ergänzungssatz fordert<sup>7</sup>,
- b) ein abgeschlossener, selbständiger Aussagesatz sein.

### a) ‚ich denke‘ als Subjektsatz

Wird ‚ich denke‘ als Subjektsatz aufgefaßt, wäre die Rede von „begleiten“ so zu verstehen, daß ‚ich denke‘ einen *Daß-Ergänzungssatz subkategorisiert*, welcher die zu begleitende Vorstellung beschrieb: *Ich denke, daß ‚Vorstellung‘*. Gefordert wird also – etwa im Unterschied zu Wahrnehmungsaussagen – nicht die Angabe eines referierenden Objektausdrucks, sondern die Angabe einer Proposition<sup>8</sup>. Die zu begleitende Vorstellung muß demnach *propositional formuliert* werden, sie kann nicht darin bestehen, einen Wahrnehmungsgegenstand zu nennen<sup>9</sup>. Noch kann es sich etwa um eine Wahrnehmung oder Empfindung selbst handeln: Unbeschriebene Bilder oder Empfindungen können nicht Inhalt der geforderten Daß-Ergänzung sein. Die Vorstellung muß also in konzeptualisierter Form vorliegen, d. h. (in Kantscher Diktion) die Form eines *Urteils* annehmen<sup>10</sup>. Die Relation des Begleitens wäre nach

<sup>5</sup> So auch Henrich (1988, 59 und 61).

<sup>6</sup> Diese Ausführungen verstehen sich als präliminarische Vorklärungen. Zwei wesentliche Probleme bleiben dabei vorerst ausgeklammert: Beschreibt ‚ich denke‘ ein empirisches Ereignis oder konstituiert es selbst ein empirisches Ereignis? Wie kann verstanden werden, daß Kant ‚ich denke‘ als empirischen Satz bezeichnet, andererseits jedoch immer wieder nachdrücklich bekräftigt, ‚ich denke‘ korrespondiere keine empirische Wahrnehmung? (s. 4.2)

<sup>7</sup> Zur Terminologie der grammatischen Beschreibung s. von Polenz (1988, 232 ff.).

<sup>8</sup> Vgl. v. Polenz 1988, 240 f. Während „ich sehe/höre/spüre x“ möglich sind, ist „ich denke x“ (valenz-)grammatisch nicht korrekt, wenn für „x“ ein nominaler Ausdruck eingesetzt wird. Grammatisch korrekt wären hingegen eine präpositionale Ergänzung („ich denke an x“) oder kompositionale Bildungen („ich denke über x nach“). Bei diesen kann jedoch mit guten Gründen gefragt werden, ob sie nicht komplexere Propositionen abbreviativ nominalisieren.

<sup>9</sup> So auch Cramer (1987, 191).

<sup>10</sup> Vgl. Mohr (1991, 19), er nennt Konzeptualisierbarkeit und Propositionalität als formale Bedingungen von Erfahrung. Dem korrespondiert Tugendhats Diktum, daß „alles intentionale Bewußtsein überhaupt (...) propositional“ sei (Tugendhat 1979, 20). Diese Aussagen

dieser Analyse genauer als eine *Relation der Subordination von Vorstellungen unter „ich denke“* zu bestimmen, welche ihrerseits jedoch dazu selbst Begriffen subordiniert werden müssen<sup>11</sup>. In dieser Lesart beschreibe ‚ich denke‘ jedoch keinen selbständigen, isoliert geschehenden Akt, sondern einen *Akt, der nur in bezug auf jeweilige Vorstellungen geschieht*. Damit eröffnet sich die Möglichkeit, die tendenziell paradoxalen Bestimmungen aufzuklären, welche Kant von ‚ich denke‘ (vornehmlich im Paralogismen-Kapitel) gibt. Resultierten seine Aussagen zusammengenommen im Begriff eines unempirischen, empirischen Satzes<sup>12</sup>, so kann nun spezifiziert werden, daß ‚ich denke‘ für sich genommen eine (unempirische) Abstraktion aus empirischen Fällen von ‚ich denke, daß p‘ darstellt. ‚ich denke‘ findet als solches nicht als empirisches Ereignis statt, sondern stets nur bezüglich Vorstellungen, welche einen empirischen Gehalt haben können<sup>13</sup>. Mit Øfsti (1988, 271) kann gesagt werden, daß ‚ich denke, daß p‘ zum Typ „sich selbst verstehender Handlungen, die sich zugleich mitteilen können“ gehört, daß es sich also um einen *performativen Satz* handelt, welcher die Aktivität, die er vollzieht, vollzieht, indem er sie beschreibt (und somit empirisches Ereignis ist).

b) ‚ich denke‘ als Aussagesatz

Als selbständiger Aussagesatz könnte ‚ich denke‘ (1) eine gerade sich vollziehende Aktivität beschreiben, oder aber (2) ein Gattungsmerkmal bzw. eine Disposition, welche sich der Aussagende zuschreibt, denotieren (wie etwa ‚ich rauche/fahre Auto, usw.‘<sup>14</sup>). Das Denken müßte nun (nach (1)) als isoliert geschehender empirischer Akt verstanden werden, was mit Kants Ausführungen in B 423 Anm. nicht vereinbar ist; das Problem der o. g. paradoxalen empirisch-unempirischen Bestimmungen von ‚ich denke‘ würde so wieder virulent werden, da es sich um einen deskriptiven Satz handelte, der nicht performativ sein kann. Dies könnte noch als Effekt einer unglücklichen Formulierungsweise abgetan werden. Entscheidend scheint mir jedoch, daß mit dieser Auffassung die Rede vom Begleiten meiner Vorstellungen nicht befriedigend zu klären ist. Das Begleiten müßte sich nun in Form

konvergieren mit Kants (nicht-sprachanalytisch gewonnener) Festlegung, daß „Denken soviel als Urteilen oder Vorstellungen auf Urteile überhaupt zu beziehen“ ist (Prolegomena, Par. 22; entsprechend B 93 f. zum Zusammenhang von Denken, Begriffen und Urteilen als grundlegenden Verstandesleistungen).

<sup>11</sup> Vorstellungen müssen also als Vorstellungen von etwas konzipiert werden (vgl. Mohr 1991, 19). Dies entspricht Kants Darlegung, Begriffe seien Funktionen in Urteilen, die unmittelbare Vorstellungen unter höhere subsumieren, welche ihrerseits für viele Vorstellungen gelten (B 93 f.; s. dazu Becker 1984, 88–95).

<sup>12</sup> S. dazu Sturma (1985, 82–93).

<sup>13</sup> B 423 Anm.; allerdings macht hier Kant die ungerechtfertigte Voraussetzung, eine empirische Vorstellung müsse den „Stoff zum Denken“ abgeben. Empirisch wird der Satz ‚ich denke‘ *nicht* dadurch, daß er eine *empirische Vorstellung beschreibt*, sondern daß er irgendeine (auch unempirische) Vorstellung *performativ* als gegenwärtigen empirischen Vollzug zum Ausdruck bringt und so selbst ein empirisches Ereignis konstituiert.

<sup>14</sup> Vgl. Ryle (1969, Kap. 5).

einer *additiven Verknüpfung* von ‚ich denke‘ + ‚Vorstellung‘ vollziehen. Damit wäre jedoch nicht zu erkennen, wie so die Vorstellung „meine“ Vorstellung wäre. Während in der Lesart „Ich denke, daß p“ eine unmittelbare Zugehörigkeit der Vorstellung zu ‚ich denke‘ (i. S. einer Abhängigkeit) hergestellt wird, bliebe bei einem bloß additiven Anhängen der Vorstellung der Charakter der Meinigkeit der Vorstellung opak<sup>15</sup>. Vor allem aber könnte nach Kant so nicht von „begleiten“ die Rede sein. Nach A 99 „kann jede Vorstellung niemals etwas anderes, als absolute Einheit sein“, da sie der Bedingung genügen muß, „als in einem Augenblick enthalten“ zu sein. Dies heißt aber: Sollen zwei Vorstellungen (hier: ‚ich denke‘ und die zu begleitende Vorstellung) einander „begleiten“, so müssen sie *zu einer Vorstellung geeint* werden; zwei simultane Vorstellungen sind nach Kant „in einem Augenblick“ nicht möglich. Genau diese Einigung in einer Vorstellung wird jedoch mit der Interpretation von ‚ich denke, daß p‘ gewährleistet. (Da dieses Argument auch Lesart (2) ausschließt, muß auf sie nicht weiter eingegangen werden.)

‚Ich denke‘ kann also nicht als selbständiger, deskriptiver Aussagesatz verstanden werden. Das „Begleiten“ ist also nach meiner Analyse als Relationierung einer Vorstellung in Abhängigkeit von einem ‚ich denke‘ zu verstehen; diese Relationierung bildet selbst eine Vorstellung.

### 3. „meine Vorstellungen“ als Relata von „ich denke“

#### 3.1 „Vorstellung“ bei Kant

Kant benutzt „Vorstellung“ als obersten Gattungsbegriff mentaler Zustände (B 376 f.).<sup>16</sup> Näher bezeichnet er sie als „Modifikationen des Gemüts“, die zum inneren Sinn gehören (A 99). „Vorstellungen“ umfassen daher auch „Empfindungen“ und „Anschauungen“ (B 376 f.), die „vor dem Denken gegeben“ sein können (B 132). Da aber nach Kant (z. B. B 33, B 75, B 102 ff., B 138) begriffliche Konzeptualisierung von Gegebenem und damit Bewußtsein von Gegenständlichem nicht durch Anschauung per se gewährleistet ist, sondern der synthetischen Tätigkeit der Apperzeption bedarf, implizieren Vorstellungen als solche weder „Bewußtsein von etwas“<sup>17</sup>, noch Meinig-

<sup>15</sup> Diese Überlegung scheint auch Kant in ähnlicher Form vollzogen zu haben; vgl. seine Bemerkungen zur Unzulänglichkeit einer rein assoziativen Verknüpfung von Vorstellungen für die Zurechnung von Mannigfaltigem der Anschauung zum ‚ich denke‘ in B 140.

<sup>16</sup> Dies birgt freilich das Problem in sich, daß „Vorstellung“ eine unangemessene und oftmals irreführende okulare Metapher darstellt (s. Tugendhat 1979, z. B. 15–17), welche allzu leicht dazu verführt, die prinzipielle Differenz zwischen sinnlicher Wahrnehmung und sprachlich-begrifflichem Aussagen zu übersehen. Auch Kant scheint gegen diese Versuchung nicht gänzlich gefeit zu sein, so z. B. in B 401: „Denn diese innere Wahrnehmung ist nichts weiter als die bloße Apperzeption: Ich denke (...)“. Diese Bestimmung widerspricht der wiederholten Festlegung, ‚ich denke‘ liege keiner Anschauung zugrunde (etwa B 132, B 404, B 429 f.).

<sup>17</sup> Wie Becker (1984, 87) anzunehmen scheint.

keit<sup>18</sup>. Kant spricht denn auch stringenterweise davon, daß „der innere Sinn die bloße Form der Anschauung, aber ohne Verbindung des Mannigfaltigen in derselben, mithin noch gar keine bestimmte Anschauung enthält“ (B 154)<sup>19</sup>.

### 3.2 Unbewußte Vorstellungen?

Wie Mohr (1991, Kap. V.2 und v. a. 119 f.) ausführt, ist also unbedingt zwischen dem *Gegebensein* und dem *Bewußtsein von Vorstellungen* zu unterscheiden. Wenn unbestimmte empirische Anschauungen *in mir* gegeben sind, darf dies noch nicht implizieren, daß sie auch *für mich* gegeben sind, mir also in ihnen Vorgestelltes bewußt ist. Wenn Vorstellungen als Daß-Ergänzungen eines ‚ich denke‘-Satzes begrifflich ausgedrückt werden, ist das Vorgestellte demjenigen, der den Satz formuliert, bewußt. Zusätzlich ist zwischen dem Bewußtsein des in einer Vorstellung Vorgestellten und dem Bewußtsein des Vorstellens selbst zu unterscheiden. Es darf nicht ausgeschlossen werden, daß es *unbewußte Vorstellungen* gibt, die nicht nur dergestalt sind, daß der Akt des Vorstellens unbewußt bleibt, sondern daß zudem auch kein Bewußtsein von Vorgestelltem vorliegt<sup>20</sup>. Würde diese Möglichkeit ausgeschlossen, wäre Kants durchgängige analytische Scheidung von Anschauung und Begriff bzw. Sinnlichkeit und Verstand hinfällig. Sie wäre sowohl empirisch unabweisbar – da es keine mentalen Ereignisse gäbe, welche als jeweilige Resultate des Operierens der beiden Erkenntnisstämme differenziell individuiert werden könnten; sie wäre aber auch transzendentallogisch überflüssig, da nicht plausibel gemacht werden könnte, wieso das Mannigfaltige der Anschauung nicht ausschließlich in

<sup>18</sup> Ein wesentlicher Teil der Analyse von Cramer (1987) scheint mir aus diesen Gründen hinfällig. Sein Diktum „Jede Vorstellung stellt als solche etwas vor“ (Cramer 1987, 169) mag als Explikation einer semantischen Bedingung eines alltagsweltlichen Vorstellungsbegriffs adäquat sein; sie gilt aber nicht für die Kantsche Verwendung von „Vorstellung“. Ebenso birgt Cramers Arbeitshypothese, „meine Vorstellungen“ bezöge sich bei Kant auf „alle Vorstellungen in mir, von denen bereits gelten soll, daß ich vorstelle, daß ich sie habe“ (Cramer 1987, 186) eine Anomalie in sich. Soll ich hinsichtlich einer Vorstellung vorstellen, daß ich sie habe, bedeutet dies, sie *als meine* vorzustellen; dies impliziert, daß ich Vorstellungen *begrifflich* mir zurechne. Die Klasse solcher Vorstellungen kann jedoch unmöglich koextensiv mit allem Mannigfaltigem der Anschauung sein, von welchem in der Conclusio der Eingangspassage von Paragraph 16 der TD B die Rede ist. Nach Kant muß es möglich sein, daß begrifflich unbestimmte Vorstellungen vorliegen, also auch solche, die nicht schon als meine bestimmt sind. Wiewohl mir einige von Cramers Schlußfolgerungen über ‚ich denke‘ richtig zu sein scheinen, gewinnt er sie doch m. E. ganz maßgeblich aus falschen Prämissen.

<sup>19</sup> Vgl. die Rede vom „unbestimmten Gegenstand“ von Empfindungen als empirischen Anschauungen, welche nicht durch Denken begrifflich bestimmt sind (B 34).

<sup>20</sup> „Unbewußt“ ist hier nicht im psychoanalytischen Sinne zu verstehen. Es muß nicht gefordert werden, daß Vorstellungen nicht bewußtseinsfähig sind (= psychoanalytisch „unbewußt“), sondern lediglich, daß sie nicht notwendigerweise bewußt werden.

begrifflich geeinter Form vorliegen sollte<sup>21</sup>. Die Conclusio des Eingangsabschnittes von Paragraph 16 scheint daher mit Aschenberg (1982, 131 f.) entweder (1) einen Fehlschluß, (2) die Aufgabe der Lehre der zwei Erkenntnisstämme oder aber (3) eine *petitio principii* zu bedeuten. Mir scheint darüber hinaus eine vierte Lesart möglich. Dies soll näher ausgeführt werden.

Die Behauptung, „Also hat alles Mannigfaltige der Anschauung eine notwendige Beziehung auf das: Ich denke, in demselben Subjekt, darin dieses Mannigfaltige angetroffen wird“ (B 132) schließt die Möglichkeit unbewußter Vorstellungen aus.

(1) Müssen, wie oben ausgeführt, aus epistemologischen Gründen unter der Voraussetzung der Zwei-Vermögen-Lehre unbewußte Anschauungen zugelassen werden, handelt es sich um einen *Fehlschluß*.

(2) Wenn Kant hier die Lehre der zwei Erkenntnisstämme aufgibt, handelt es sich nicht um einen Fehlschluß, sondern um eine *definitionale Aussage*, die die Bedeutung des Ausdrucks „meine Vorstellungen“ expliziert. Damit würden jedoch weite Teile der KrV revisionsbedürftig. Unbewußte Vorstellungen wären so transzendentalphilosophisch kein sinnvoller Redegegenstand, und die Unterscheidung von „in mir“ und „für mich“ wäre hinfällig, da alles in mir notwendig auch für mich wäre. Insbesondere wäre die Lehre der Synthesis, welche ja nur unter der Voraussetzung der Vermögensdualität notwendig ist (vgl. Strawson 1992, 26).

<sup>21</sup> Ähnlich argumentiert Aschenberg (1982, 131 ff.). – In jedem Falle bleibt jedoch Kants Annahme der Dualität der Erkenntnisstämme erkenntnistheoretisch problematisch. Drei wesentliche Argumente gegen Kants Dichotomisierung seien hier genannt:

1. Rorty (1970, 215 f. und 225 ff.) weist darauf hin, daß die Annahme von bloßem Mannigfaltigem, das begrifflich unbestimmt ist und von welchem wir als solchem nichts wissen können, *überflüssig* ist, da jede Aussage über dieses seiner begrifflichen Bestimmung entstammt.
2. Die Konzeption von unbestimmtem Mannigfaltigem bietet keinerlei Ansatzpunkt dafür, zu verstehen, *wie welches Mannigfaltige zu welcher begrifflichen Einheit vereinigt* wird. Eignet allem Mannigfaltigem der Anschauung vor dem Denken die gleiche indifferente Diffusität, ist nicht erkennbar, nach welcher Regel welcher empirische Begriff und welche apriorische Kategorie auf welchen Anschauungszustand anzuwenden ist. Kant scheint diese Problematik selbst gesehen zu haben, indem er das Schematismus-Kapitel schrieb, wo doch schon der zweite Schritt der TD B angeben sollte, „wie das Mannigfaltige zu einer empirischen Anschauung gegeben werde“ (B 144). Das Schematismus-Kapitel leistet zwar kategorienbezogene Spezifikationen der Synthesis, löst jedoch die angesprochene Problematik grundsätzlich nicht.
3. Rorty (1992, 173) fragt: „Woher wissen wir, daß ein Mannigfaltiges, das nicht *als* Mannigfaltiges vorgestellt werden kann, ein Mannigfaltiges *ist*?“ Er argumentiert, zwischen Kants Auffassung, Mannigfaltiges müsse verbunden und geeint werden, und einer möglichen Gegenauffassung, eine vorbegriffliche, etwa mystische, Anschauungseinheit werde begrifflich differenziert, sei keine Entscheidung möglich (ibida). I. e.: Beide Auffassungen könnten mit gleichem Recht und ohne Handhabe, zwischen ihnen entscheiden zu können, vertreten werden. Beide sind somit in Kants eigenem Sinne „schlechte Metaphysik“, indem sie Aussagen sind, die weder empirisch sind noch als transzendentallogisch notwendig ausgewiesen werden können.

(3) Schließlich könnte es sich um einen *synthetischen Satz* handeln, welcher die diskursive Begleitbarkeit aller Vorstellungen in mir bloß behauptete. Es handelte sich um eine *petitio principii*, die zwar als *Conclusio* eingeführt, durch das Vorangegangene jedoch keineswegs bewiesen wäre. Hier würde – bei Beibehaltung der Lehre der zwei Erkenntnisstämme – postuliert, daß alles „in mir“ auch „für mich“ sein kann. Dies resultierte in einer Bewußtseinstransparenz-Annahme (vgl. Mohr 1991, 121) und wäre darüber hinaus unausweisbar, da wir per definitionem von begrifflich unbestimmten Anschauungen kein Wissen haben können.

(4) Soll die *Conclusio* Kants in B 132 sowohl als deduktiv intakte, als auch als mit anderen Passagen der KrV vereinbare Aussage gelesen werden, muß sie m. E. *spezifiziert* werden. Die „notwendige Beziehung“ dürfte nicht als irrespektiv notwendige verstanden werden, sondern müßte als Notwendigkeit aufgefaßt werden, die erfüllt sein muß, *wenn* Vorstellungen in mir auch Vorstellungen für mich sein sollen. Dies würde nicht implizieren, daß jegliche Anschauung von ‚ich denke‘ begleitet werden kann. M. a. W.: Unter dieser Interpretation würde eine *Conclusio* gezogen, welche aus der Bedingung der Meinigkeit im engen Sinne (i. e. Gegebensein und Bewußtsein von Anschauungen, s. Aschenberg 1982, 132), die im ersten Satz exponiert wird, und der definitorischen Festlegung des Anschauungsbegriffs im zweiten Satz einen deduktiven Schluß zieht. Unter dieser Bedingung würden unbewußte Vorstellungen – die evtl. auch nicht bewußtseinsfähig sind – weder gelegnet noch zugelassen; über sie würde gar nichts gesagt.

### 3.3 „alle meine Vorstellungen“, die von „ich denke“ begleitet werden können

Welchen Bedingungen muß die Interpretation von „alle meine Vorstellungen“ genügen, damit diese ihrerseits den Bedingungen genügen kann, die in 2. als grammatische Implikate von ‚ich denke‘ ausgearbeitet wurden?

Zunächst sollen einige einschlägige Interpretationen vorgestellt werden. Aus ihrer Untersuchung wird dann eine Interpretation entwickelt, welche deren Probleme und Aporien vermeidet. Diese wird dann im Kontext anderer Passagen der KrV diskutiert.

Cramer (1987, 178–180) bietet drei Interpretationen für „alle meine Vorstellungen“ an:

(1) *Alle Vorstellungen, die schon als meine vorgestellt sind*; diese Lesart wurde bereits in 2.2 a) als unhaltbar verworfen.

(2) *Alle Vorstellungen in mir*; für diese Interpretation spricht die *Conclusio* des ersten Absatzes in Paragraph 17, der entsprechende Passus A 117 Anm. oder auch bspw. der „oberste Grundsatz (...) in Beziehung auf den Verstand (...): daß alles Mannigfaltige der Anschauung unter Bedingungen der ursprünglich-synthetischen



Einheit der Apperzeption stehe“ (B 136)<sup>22</sup>. Obwohl mehrere Stellen der KrV diese Lesart nahelegen, ist sie m. E. nicht haltbar, da sie dazu führt, eine der ersten drei der in 3.3 diskutierten Lesarten der Conclusio von Paragraph 16, erster Absatz, annehmen zu müssen, welche allesamt hochgradig problematisch sind.

(3) *Einige, aber nicht notwendig alle Vorstellungen in mir*; diese Lesart wäre vereinbar mit dem in 3.2 geforderten Kriterium, daß das bloße Gegebensein unbewußter Vorstellungen zugelassen werden muß. Unter dieser Lesart wäre ‚ich denke‘ notwendig dafür, daß ich mir Vorstellungen in mir als meine Vorstellungen zuschreiben kann. Dies beträfe jedoch nicht alle Vorstellungen in mir. Es erhebt sich dann die Frage, welcher Art die Vorstellungen „in mir“ sein müssen, um der Bedingung der Selbstzuschreibbarkeit durch den Akt ‚ich denke‘ zu genügen.

Cramer (1987, 181 ff.) erwägt zwei Auslegungen des Ausdrucks „in mir“:

(1) Er kann den Ort angeben – es handelte sich also um Vorstellungen, die im Subjekt anzutreffen sind, ohne deshalb jedoch schon Vorstellungen für das Subjekt zu sein<sup>23</sup>.

(2) Cramer (1987, 182–186) favorisiert jedoch eine zweite Lesart: Es handle sich um Vorstellungen, die „etwas in mir“ vorstellen. Nach ihm wäre hier also von Vorstellungen von Vorstellungen die Rede (da das „etwas in mir“ nur eine Vorstellung sein kann). Diese Lesart muß m. E. verworfen werden, da sie keinerlei Handhabe für die universelle Schlußfolgerung des Eingangsabsatzes von Paragraph 16 gäbe; es ist für mich zudem nicht ersichtlich, warum sich Kant ausschließlich auf selbstbezogene Vorstellungen beschränken und hier auf Nicht-Subjektives bezogene ausschließen sollte. Daher möchte ich die erste Lesart Cramers festhalten.

<sup>22</sup> Die Frage, inwieweit die ursprüngliche synthetische Einheit der Apperzeption mit ‚ich denke‘ zu identifizieren ist, wird im Kontext dieser Arbeit ausgeklammert. Kant äußert sich hierzu widersprüchlich. Sollte ‚ich denke‘ als transzendente Apperzeption verstanden werden, so verstehe ich nicht mehr, wieso „das empirische Bewußtsein (...) an sich zerstreut und ohne Beziehung auf die Identität des Subjekts“ (B 133) sein kann, wenn doch dessen „numerische Identität (...) a priori gewiß“ (A 113) ist. Genauso unklar wird dann, wie „ich denke“ (...) ein empirischer Satz“ (B 420) sein kann.

<sup>23</sup> Die topographische Metapher ist zweifellos problematisch, da sie mentale Zustände veräumlicht, was eine unhaltbare ontologische These impliziert (vgl. etwa Bennett 1966, 103 f.). Allerdings sehe ich keine Möglichkeit, die an Räumlichem orientierte Redeweise zu umgehen, wenn von Vorstellungen die Rede sein soll, die einem Subjekt zugeordnet werden sollen. Es fragt sich jedoch, ob die Rede von Vorstellungen in einem Subjekt, die nicht notwendigerweise Vorstellungen für ein Subjekt sind, sinnvoll ist. Obwohl Kant diese Sprachregelung selbst benutzt (B 132), scheint es mir in semantischer Hinsicht problematisch zu sein, einen Inhaber mentaler Zustände als Subjekt dieser Zustände zu bezeichnen, wenn er nicht als Denker dieser Zustände konzipiert wird (was hier ja gerade nicht der Fall ist). Alle positiven Bestimmungen, die Kant von „Subjekt“ gibt, sind an die Fähigkeit des Denkens bzw. synthetisierenden Handelns gebunden (vgl. etwa B 153, 155, 374, 407, A 348).

Weiterer Klärungen bedürfen jedoch:

- (1) Die *zeitliche Relation* der Vorstellungen zum ‚ich denke‘-Akt;
- (2) *Formal-epistemische Anforderungen*, denen sie genügen muß, um in der in 2.2 a) analysierten Weise von ‚ich denke‘ begleitet werden zu können;
- (3) *Rekursionsprobleme*, die sich hinsichtlich derjenigen Vorstellungen ergeben, die bereits von ‚ich denke‘ begleitet werden.

(1) Die zu begleitende Vorstellung kann als eine Vorstellung verstanden werden, die *vor* dem ‚ich denke‘-Akt bereits statthatte<sup>24</sup>. Demnach wäre die Möglichkeit, Vorstellungen *reflexiv* in Form von ‚ich denke‘-Sätzen *zu vergegenwärtigen*, Kriterium dafür, ob eine Vorstellung als „meine“ gelten kann. Diese Sicht führt zu zwei alternativen Folgerungen: Entweder wären diejenigen Vorstellungen „in mir“, die ich nicht denkerisch vergegenwärtigen kann, nicht „meine“ Vorstellungen. Oder es würde eine vollständige *Selbsttransparenz* des Subjekts postuliert, wenn alle Vorstellungen, die je „in mir“ waren, von ‚ich denke‘ begleitet werden können<sup>25</sup>. Gegen die letztere, offensichtlich unplausible Annahme, kann m. E. im Rahmen der KrV nicht argumentiert werden, da es an Aussagen über die Funktionsweise des Erinnerns bzw. des Gedächtnisses fehlt<sup>26</sup>. Solange es an restringierenden Kriterien für vergangene Vorstellungen fehlt, welche nicht aktuell von ‚ich denke‘ begleitet werden können, steht es m. E. offen, die entsprechenden Passi der KrV (also z. B. B 132, A 117 Anm., B 136) als Selbsttransparenz-Thesen zu interpretieren.

Da die Selbsttransparenzthese jedoch offensichtlich unplausibel ist, soll die erste Folgerung eingehender analysiert werden. Sollen vergangene Vorstellungen *als solche* vergegenwärtigt werden, bedarf es *Identitätskriterien*, anhand derer geprüft werden kann, ob es sich tatsächlich um dieselbe Vorstellung handelt. Hier stellen sich jedoch eine theorieimmanente und eine prinzipielle Problematik ein. Theorieimmanent können keine Identitätskriterien angegeben werden, da über Vorstel-

<sup>24</sup> Diese Lesart hält offenbar Bennett (1966, 104 und 117) für notwendig. So auch Henrich (1988, 61), der in Hinblick auf mögliche ‚ich denke‘-Fälle ausführt: „Jeder solche Fall setzt schon das in einem Gedanken gelegene und zusammengefaßte mannigfaltige Gegebene voraus“. Henrich macht also zudem die bemerkenswerte Voraussetzung, ‚ich denke‘ könne nur solche Vorstellungen begleiten, die bereits Gedanken sind (s. u.)!

<sup>25</sup> „alle meine Vorstellungen“ könnte auch so verstanden werden, daß ‚ich denke‘ alle Vorstellungen, die ich je hatte und je haben werde, begleiten können muß. Diese Interpretation ist offensichtlich unsinnig. Es fragt sich jedoch, ob sie innerhalb des Kantschen Textes zu widerlegen ist. Alle (auch zukünftigen) empirischen Vorstellungen sind zwar davon abhängig, daß eine Affektion durch Gegenstände stattfindet (B 33). Wenn jedoch der Ursprung der Zeit in der subjektiven Form der Sinnlichkeit (z. B. B 47 f.) bzw. im denkenden Subjekt (vgl. B 160 Anm. und B 422) angesiedelt wird, ist nicht ohne weiteres klar, wieso ich nicht alle mir je möglichen Vorstellungen stets denken können soll.

<sup>26</sup> Strawson (1992, 94), welcher die Begleitrelation zeitlich interpretiert, bemerkt denn auch, daß Erfahrung und Erinnerung füreinander wechselseitig unerlässlich seien. Er bietet jedoch genauso wenig wie Kant eine transzendentallogische bzw. sprachanalytische Explikation von ‚Erinnerung‘.

lungen, die nicht durch Denken bestimmt sind, nichts ausgesagt werden kann, sie also auch nicht identifiziert werden können (B 75). M. a. W.: Eine Vorstellung kann gar nicht unabhängig von der Vorstellung individuiert werden, die auf Identität mit der zu individuiierenden Vorstellung geprüft werden soll – es kann keine Identitätskriterien geben, die von ‚ich denke‘ unabhängig sind. Prinzipiell erfordert jede Prüfung auf Identität von zu begleitender und begleiteter Vorstellung, daß die zu begleitende Vorstellung als solche identifiziert wird. Dieser Identifikationsakt setzt jedoch schon genau das voraus, was er leisten soll: Die Vorstellung muß als solche konstant im Fokus der Aufmerksamkeit gehalten werden, um mit einer anderen verglichen zu werden<sup>27</sup>. Wie können wir aber um diese Konstanz wissen, wenn wir keine Identitätskriterien haben? Offensichtlich ist hier ein infinites Regreß unausweichlich<sup>28</sup>.

Auch wenn wir präsupponieren, daß das Problem der Identitätskriterien von zu begleitender und begleiteter, vergangener Vorstellung zu lösen ist, bleibt die Schwierigkeit, um welche Art von Identität es sich handeln kann. Da Vorstellungen als Modifikationen des inneren Sinnes (A 99) lediglich zeitlich und nicht räumlich verfaßt sind, kann es sich (zumeist) nicht um eine *numerische (Token-)Identität* handeln, sondern nur um eine *qualitative (Typ-)Identität* (vgl. Tugendhat & Wolf 1993, 168 ff.). Numerische Identität wäre nur gegeben, wenn die zu begleitende Vorstellung kontinuierlich bis zu dem Moment gegeben ist, an welchem sie von einem ‚ich denke‘-Akt begleitet wird; handelt es sich hingegen um Vorstellungen, die im Zuge von ‚ich denke‘-Akten erinnert werden, kann lediglich qualitative Identität erreicht werden. Ob diese qualitative Identität jedoch eine absolute Identität hinsichtlich aller nur denkbaren Qualitäten bedeutet, kann nicht mit letzter Sicherheit entschieden werden<sup>29</sup>.

(2) Kant erklärt, ‚ich denke‘ müsse Vorstellungen „begleiten“ können. ‚ich denke‘ soll also die betreffende Vorstellung nicht hervorbringen (Mohr 1991, 125). Nun stellt Kant jedoch bzgl. Vorstellungen, welche bloß anschaulich gegeben sind, fest,

<sup>27</sup> Dies sieht auch Kant so: „Ohne das Bewußtsein, daß das, was wir denken, eben dasselbe ist, was wir einen Augenblick zuvor dachten, würde alle Reproduktion in der Reihe der Vorstellungen vergeblich sein“ (A 103). Diese Stelle kann als Beleg verstanden werden, daß auch Kant eine zeitliche Relation des Begleiten-Könnens ins Auge gefaßt hat. Da jedoch – wie bereits festgestellt – bei Kant jegliche Gedächtnistheorie fehlt, können keine sicheren Aussagen darüber gemacht werden, welche zeitlichen Extensionen des Abstandes von Vorstellung und begleitendem ‚ich denke‘ er ins Auge faßte, und wie diese zu begründen bzw. restringieren wären. Eine Theorie, die die aktuelle Begleitbarkeit jeder je gedachten Vorstellung behauptete, wäre empirisch in jedem Falle unhaltbar.

<sup>28</sup> Wesentliche Schritte zur Auflösung dieser Problematik macht Husserl in seiner Analyse des Zeitbewußtseins (Husserl 1928, v. a. Paragraphen 14–33). Sie erfordern jedoch eine Konzeption passiver Synthesis in Form kontinuierlicher Retentionen (Husserl 1928, z. B. 390), welche die Kantsche Dichotomie der Erkenntnisstämme zumindest ihrer Konsequenz nach unterläuft.

<sup>29</sup> Vgl. Tugendhat & Wolf (1993, 70). In jedem Falle wären begleitete Vorstellung und zu begleitende Vorstellung hinsichtlich ihres zeitlichen Indexes nicht identisch.

daß sie durch urteilende Denkakte bestimmt werden müssen (z. B. B 128). Dem korrespondiert die von mir in 2.2 a) angestellte Analyse, daß eine Vorstellung, die sich mit ‚ich denke‘ in einem Satz verbinden lassen soll, *propositionale Form* annehmen muß. Ein bloßes „Begleiten“, welches sinnlich Gegebenes als solches intakt läßt, ist also nicht möglich. Entweder kann ‚ich denke‘ nur all diejenigen Vorstellungen begleiten, die bereits gedacht, i. e. propositional formuliert worden sind<sup>30</sup> – dann gilt dies aber sicher nicht für alle Vorstellungen „in mir“<sup>31</sup>. Oder aber die Rede vom „Begleiten“ ist irreführend, da die denkerische Bestimmung von sinnlichen Vorstellungen eine *formal-epistemische Transformation* der Vorstellungen in Propositionen erfordert. Damit steht jedoch mehr als bloß eine unglückliche Wortwahl auf dem Spiel. Jede sprachliche bzw. begrifflich-kategoriale Formulierung vernachlässigt notwendigerweise (Teile von) *Horizontbewußtsein* (Husserl 1922, 62 und 80 ff.)<sup>32</sup>. Sie reduziert zwangsläufig den potentiellen Informationsgehalt, welchen etwa Wahrnehmungen in sich bergen – es ist prinzipiell unmöglich, den sinnkonstitutiven Verweisungshintergrund von Wahrnehmungen vollständig zu explizieren (s. Husserl z. B. 1922, 80 ff. und 1953, 162).

(3) Wird eine Vorstellung (V) von ‚ich denke‘ begleitet, bildet sie selbst eine neue Vorstellung („ich denke, daß p(V)“). Diese muß jedoch nach B 132 wieder von ‚ich denke‘ begleitet werden können („ich denke, daß ich denke, daß p(V)“), usf. Es resultiert also, daß eine *infinite Rekursion des Begleitens* möglich sein müßte<sup>33</sup>. Wir haben es also auf jeder Stufe der Rekursion mit einem Vorstellen bzw. ‚ich denke‘-Satz zu tun, welcher nicht in einem reflexiv als solcher bewußt werden, d. h. als ‚ich denke, daß ich denke‘-Satz formuliert werden kann (vgl. Merleau-Ponty 1966, 279 ff.). Diese Überlegung zeigt, daß ‚ich denke‘-Akten notwendig eine *selbstreferentielle Intransparenz* eignet: In ihnen werden Vorstellungen, auf welche sie sich beziehen, bewußt; der Akt des Vorstellens, der dies

<sup>30</sup> So Henrich (1988, 61), der diese These jedoch nicht – wie dies hier versucht wird – belegt.

<sup>31</sup> Ein „zu sehen denken“ etwa ist phänomenologisch unsinnig (vgl. Merleau-Ponty 1966, z. B. 253 f.). Ich kann wohl Gesehenes begrifflich bestimmen, keineswegs jedoch die sinnliche Fülle des Sehaktes gedanklich vollständig bestimmen (s. u. und Fußnote 32).

<sup>32</sup> Horizontbewußtsein spielt bekanntermaßen in Kants Theorieentwurf keine Rolle. Nicht-begriffliche Sinnkonstitution in Wahrnehmen und Handeln, wie sie etwa der späte Husserl (z. B. 1948, 181 ff.) oder nach ihm v. a. Merleau-Ponty (1966, Teil III, 2.) mit den Begriffen der ‚fungierenden Intentionalität‘ und der ‚passiven Synthesis‘ umschreiben, laufen der fundamentalen Annahme der epistemischen Aufgabenteilung der zwei Erkenntnisstämme bei Kant zuwider, da sie als Formen rein sinnlicher, passiver Erfahrungsbildung konzipiert sind. Evidentermaßen bereitet die Konzession von nicht-begrifflichem, aber dennoch sinnkonstitutivem Horizontbewußtsein einer sprachanalytischen Untersuchungsperspektive ähnliche Probleme wie der Kantschen Theorie.

<sup>33</sup> Wie viele Stufen solcher Rekursionen ein empirisches Bewußtsein faktisch realisieren kann, ist mit transzendentalen Argumenten nicht zu entscheiden. Es dürfte jedoch offensichtlich sein, daß es nur endlich viele sein können. Damit ist aber klar, daß es stets Vorstellungen geben muß, die ihrerseits nicht wieder von ‚ich denke‘ begleitet werden können.

leistet, bleibt jedoch im Moment seines Vollzuges selbst zwangsläufig intransparent für den Vorstellenden<sup>34</sup>.

Die bisherigen Argumente haben massive Probleme aufgewiesen, die entstehen, wenn der Eingangssatz von Paragraph 16 der TD B als *synthetischer Satz* interpretiert wird, welcher etwas über alle Vorstellungen in mir aussagt. Diese Lesart – wiewohl sie Kant intendiert haben mag – scheint mir daher unhaltbar zu sein. Soll der Eingangssatz von Paragraph 16 eine valide synthetische Aussage bilden, müßte näher spezifiziert werden, welche Vorstellungen in mir von ‚ich denke‘ begleitet werden können. Meine bisherigen Überlegungen haben jedoch keine hinreichenden Kriterien erbracht, welche eine Ausgrenzung der entsprechenden Teilklasse der „Vorstellungen in mir“ gewährleisten können.

„Das: Ich denke, muß alle meine Vorstellungen begleiten können“, kann jedoch auch als *analytischer Satz* interpretiert werden. Er würde dann eine analytische Explikation des Ausdrucks „meine Vorstellungen“ ausdrücken: Meine Vorstellungen sind diejenigen, die von „ich denke“ begleitet werden können; die Möglichkeit, eine Vorstellung als Daß-Ergänzung eines ‚ich denke‘-Satzes zu formulieren, ist Kriterium für ihre Identifizierbarkeit und Kriterium dafür, daß sie meine ist. Vorstellungen, welche bloß in mir sind, sind als solche nicht meine Vorstellungen, da sie „für mich nichts“ (B 132) sind – sie sind dem Subjekt nicht als solche bewußt. Oder sie wären gar „unmöglich“ (B 132). Cramer (1987, 186 f. und 195 ff.) weist darauf hin, daß diese letzte Aussage schwer zu interpretieren ist. Kant erläutert diese Behauptung der Unmöglichkeit nicht. Eine mögliche Lesart wäre, daß es sich hier um eine bloße Setzung handelt: Vorstellungen, die nicht von ‚ich denke‘ begleitet werden, sind nicht möglich. Dies wäre allerdings hochgradig unbefriedigend<sup>35</sup>. Wenn jedoch nur diejenigen Vorstellungen „meine“ sind, die von ‚ich denke‘ begleitet werden können, kann ich nur wissen, welche Vorstellungen meine sind, wenn ‚ich denke‘ sie

<sup>34</sup> „Wohl sind dank der Zeit vergangene Vorstellungen in die nachkommenden eingefügt und übernommen, nirgends und nie aber ist das Ich im absoluten Besitz des Ich, da die Höhlung der Zukunft sich stets aufs neue mit neuer Gegenwart ausfüllt“ (Merleau-Ponty 1966, 281).

<sup>35</sup> Die Conclusio des Eingangsabsatzes von Paragraph 16 würde dementsprechend auch nur eine in den Prämissen verkapselte *petitio principii* reproduzieren. – A 117 Anm. kann einen Hinweis auf Kants Verständnis von „die Vorstellung würde (...) unmöglich (...) sein“ angeben. In A 117 Anm. argumentiert Kant „Alle Vorstellungen haben eine notwendige Beziehung auf ein mögliches empirisches Bewußtsein; denn hätten sie dieses nicht, und wäre es gänzlich unmöglich sich ihrer bewußt zu werden; so würde das sagen, sie existierten gar nicht“. Dieser Satz schließt die Möglichkeit unbewußter Vorstellungen, die nicht bewußtseinsfähig sind, apodiktisch aus. Dies ist insoweit stringent, als nach Kants Dichotomie der Erkenntnisstämme keine Identifikationskriterien für bloß sinnliche Vorstellungen als solche angegeben werden können – sie sind keine Gegenstände empirischer Erfahrung. Genau dieses Problem macht aber Kants Vermögensdichotomie fragwürdig, da auch die transzendentallogische, i. e. von empirischen Identifikationskriterien unabhängige Notwendigkeit dieser Annahme nur von anderen Annahmen (namentlich der Synthesistheorie) gestützt wird, welche ihrerseits auf ihr beruhen (s. 3.2).

*faktisch begleitet*<sup>36</sup>. Der Einleitungssatz von Paragraph 16 ergäbe so eine stringente Aussage. In analytischer Lesart ist demnach die modale Bedingung des „Begleiten können“ irreführend bzw. überflüssig: Entweder werden Vorstellungen von ‚ich denke‘ begleitet – dann sind sie meine, ich weiß dies, und sie sind dadurch meine, daß ich dies weiß, indem ich sie mir selbst zuschreibe. Oder aber ‚ich denke‘ begleitet Vorstellungen nicht – dann sind sie nicht meine und ich kann (zumindest in transzendentaler Einstellung) nichts über sie aussagen, nicht einmal, ob sie überhaupt existieren. Somit würde auch nichts über vergangene Vorstellungen ausgesagt: Meine Vorstellungen sind diejenigen, die *jeweils aktuell* in Form von „ich denke, daß p(V)“ formuliert werden können. ‚ich denke‘ kann sich wohl auf Vorstellungen beziehen, die *als vergangene vermeint* werden („ich denke, daß ich gestern XY gesehen habe“). Dies impliziert jedoch keineswegs, daß die vermeinte Vorstellung faktisch reproduziert wird – die Intention des Reproduzierens macht lediglich den besonderen Geltungsanspruch aus, welcher im aktuellen ‚ich denke‘-Satz mitbehauptet wird. Ob er erfüllt ist, ist eine ganz andere, ungeklärte Frage.

#### 4. Das Subjekt ‚ich‘

In den folgenden Ausführungen wende ich mich dem Subjekt ‚ich‘ von ‚ich denke‘-Sätzen zu.

##### 4.1 Selbstzuschreibung vs. Selbsterkenntnis durch ‚ich denke‘-Sätze

Mit ‚ich denke‘-Sätzen schreibt sich ein Sprecher bzw. Denkender Vorstellungen als seine eigenen zu<sup>37</sup>. Diese Selbstzuschreibung bedarf keiner Identifikationskriterien für das ‚ich‘, welchem Vorstellungen zugeschrieben werden: Die *Gewißheit des Selbst als Subjekt der Gedanken* ist *fraglos und infallibel*. Eine Fehlzuschreibung oder ein Zweifel, wer es denn sei, der Gedanken denkt, ist unmöglich bzw. sinnlos (s. v. a. Becker 1984, 139 ff.). Selbstzuschreibung vollzieht sich *kriterienlos* und ist kriterienlos gewiß (ibida; Strawson 1992, 141 f.). Diese Gewißheit ist selbst nicht zu deduzieren, sondern ein Faktum, welches den archimedischen Ausgangspunkt einer Theorie über Selbstbewußtsein bildet (Sturma 1985, 9 f. und 91 f.).

Diese Gewißheit erstreckt sich jedoch nicht auf *Gedanken- bzw. Vorstellungsinhalte*, welche sich das Subjekt als seine zuschreibt: „Dagegen bin ich mir meiner selbst in der transzendentalen Synthesis (...) bewußt, nicht wie ich mir erscheine,

<sup>36</sup> Andere Identifikations- und Meinigkeitskriterien stehen nicht zur Verfügung; vgl. 2.2 und 3.1/2.

<sup>37</sup> So bspw. Cramer (1987, 198); er gewinnt allerdings die These, der Gedanke ‚ich denke‘ sei notwendige Bedingung der Selbstzuschreibung, ausgehend von der nicht revidierten Ausgangsprämisse, ‚ich denke‘ sei gerade keine Bedingung für Selbstzuschreibung (vgl. Cramer 1987, 186). Mohr (1991, 145) bezeichnet ‚ich denke‘ als „*Zugehörigkeitsgedanken*“.

noch wie ich an mir selbst bin, sondern nur daß ich bin“ (B 157). „Das Bewußtsein seiner selbst ist also noch lange nicht ein Erkenntnis seiner selbst“ (B 158). Kant schließt sich also der Cartesischen Analyse der zweifellosen Selbstgewißheit des Denkenden im Denken an (s. dazu Sturma 1985, 17 ff.), ohne jedoch dessen Implikation der Gewißheit des Denkenden über die Gehalte innerer Erfahrung mitzuübernehmen (Sturma 1985, 59). Die Paragraphen 24 und 25 der TD B heben darauf ab, daß der *Selbsterkenntnis bzw. -erfahrung* des Subjekts *kein epistemisches Gewißheitsprivileg* gegenüber Fremd- bzw. Außenwelterfahrung zuzumessen ist<sup>38</sup>.

Die entsprechenden Ausführungen Kants in B 155–158 und im Paralogismenkapitel (z. B. B 429) können als wesentliches theorieimmanentes Argument dafür gelesen werden, daß der Eingangssatz von Paragraph 16 analytisch und nicht synthetisch verstanden werden muß. Wären „alle meine Vorstellungen“, die das ‚ich denke‘ begleiten können muß, Vorstellungen in mir, die bereits vor dem Akt der Selbstzuschreibung vorlägen, so wäre nicht verständlich, warum ich mich nicht so erkennen sollte, wie ich „an mir selbst“ bin. Wenn aber jeder ‚ich denke‘-Akt eine neuerliche Bestimmung und Verbindung von Vorstellungen, die bereits in mir waren, bzw. von Gedanken, die bereits gedacht wurden, erfordert (s. a. B 420), ist plausibel, daß diese synthetische Handlung fehlgehen kann und daher das Subjekt über sich selbst nicht an sich verfügt.

#### 4.2 (Worauf) referiert ‚ich‘?

Gegen die Cartesianische Analyse des ‚ich‘ als „res cogitans“ hatte sich bereits Hume vor dem Erscheinen der KrV gewendet: „Jede wirkliche Vorstellung muß durch einen Eindruck veranlaßt sein. Unser Ich oder die Persönlichkeit aber ist kein Eindruck. (...) Ich meines Teils kann, wenn ich mir das, was ich als „mich“ bezeichne, so unmittelbar als irgend möglich vergegenwärtige, nicht umhin, jedes Mal über die eine oder andere bestimmte Perzeption zu stolpern (...). Niemals treffe ich mich ohne eine Perzeption an und niemals kann ich etwas anderes beobachten als eine Perzeption“ (Hume 1904, 326). Kant folgt dieser Analyse in B 404–413, indem er feststellt, daß das *denkende ‚ich‘ kein Objekt der Anschauung* ist: „Nun haben wir aber in der inneren Anschauung gar nichts Beharrliches, denn das Ich ist nur das Bewußtsein meines Denkens“ (B 413). Dieses Argument gilt ihm als entscheidend-

<sup>38</sup> Dies erfordert jedoch, sie zeitlich zu interpretieren. Es ist jedoch nicht fraglos gewiß, ob jetzt von mir Gedachtes tatsächlich mit früher Gedachtem bzw. Vorgestelltem identisch ist. Diese Lesart muß aber Kants Selbsterkenntnispassagen unterlegt werden, sonst ergeben sie keinen Sinn (s. u.); denn das in Akten Gedachte ist im Akt selbst zweifellos gewiß, da es ja nur durch den Akt selbst gedacht wird (wiewohl dies nicht für den Aktscharakter des Aktes gilt (s. 3.3)). Wollte man bestreiten, daß im Akt selbst keine Gewißheit über das in ihm Gedachte herrscht, käme man zu einer aporetischen Konzeption, die derjenigen analog ist, welche Wahrnehmung durch einen bildvermittelten Bezug auf Gegenständliches erklärt (s. Husserls Kritik an diesen Theorien (Husserl 1922, 78 ff.)).



der Beleg gegen die These, das denkende Ich sei eine (einfache) Substanz (z. B. B 408).

Kant folgt Hume jedoch nicht in der Auffassung, der Sinn des Ausdrucks ‚ich‘ hänge davon ab, daß man „eine reale Verknüpfung zwischen dem, was für sich bestehen kann [i. e. einzelne Perzeptionen; A. D.] wahrzunehmen mag“ (Hume 1904, 364 f.)<sup>39</sup>. Kant bezeichnet das denkende ‚ich‘ als „logisches Subjekt“ (A 350/356), „das Vehikel aller Begriffe überhaupt“ (B 399), „bloße Apperzeption“ (B 401), „bloßes Bewußtsein“, „transzendentes Subjekt der Gedanken (...) = x“ (B 404), „bloße logische qualitative Einheit“ (B 413), „unerkenntbares Subjekt“ (B 422) oder auch als „rein intellektuelle Vorstellung“ (B 423 Anm.). Die Abstraktion des denkenden ‚ich‘ geschieht nicht dadurch, daß es als abgesonderte Substanz zu isolieren wäre (B 404, B 427); es ist isoliert unerkennbar und unbeschreibbar (B 404), kann also mit Sartre (1991, 75 ff.) als „*reine Negativität*“ bezeichnet werden. Dieses *logische Subjekt* ist konzeptuell und erkenntniskritisch nicht mit dem empirischen Selbst zu identifizieren, welches Gegenstand empirischer Anschauung und somit empirischer Selbsterkenntnis werden kann (z. B. B 407, B 411/412 Anm., B 422). ‚ich‘ ist etwas, was nur in einem Gedanken gedacht werden kann, welcher sich selbst nicht auf einen Gegenstand bezieht (Cramer 1987, 201), sondern das bloße Bewußtsein wiedergibt, *Denker des Gedachten zu sein* (Sturma 1985, 63 ff.). Dieses ‚ich‘ ist zeitlos, impersonal und nicht-substanziell (vgl. Henrich 1988, 55 f.). Es handelt sich um *keine deskriptive, sondern um eine epistemologisch notwendige Größe* (Sturma 1985, 62 ff. und 142).

Die *epistemologische Notwendigkeit* dieses unempirischen ‚ich‘ ergibt sich aus folgender Überlegung: Alle Gedanken sind Gedanken für ein Subjekt, das sich ihrer bewußt ist, indem es sie denkt. Obwohl es sich noch nicht notwendig seiner selbst bewußt ist, indem es sie denkt, kann sich jedes Subjekt problemlos und infallibel der Tatsache vergewissern, daß gedachte Gedanken seine Gedanken sind (vgl. Bennett 1966, 109 f.)<sup>40</sup>. In Kants Diktion: „Alles empirische Bewußtsein hat aber eine notwendige Beziehung auf ein transzendentes (vor aller besonderes Erfahrung vorhergehendes) Bewußtsein nämlich das Bewußtsein meiner Selbst“ (A 117). ‚ich‘ ist insofern „der Einheitspunkt, auf den alles Vorstellbare, Erfahrbare sich als solches muß beziehen lassen“ (Eisler 1930, 66; vgl. auch Husserl 1922, 159 ff.). Alles Bewußtsein ist insofern *Einheit*, als „alles verschiedene empirische Bewußtsein in einem einigen Selbstbewußtsein verbunden sein müsse“ (A 118). Selbstbewußtsein kann also als *transzendente Formimplikation* jedes empirischen Bewußtseins aufgewiesen werden. Die Einheit des Bewußtseins qua Selbstbewußtsein ist insofern analytisch, und ‚ich‘ als Subjekt jegliches Gedachten ist epistemologisch notwendig.

<sup>39</sup> Da Hume das Kriterium der Wahrnehmbarkeit einer Substanz für unerlässlich hält, eine solche jedoch nirgends finden kann, sieht er keine Lösung für die Aufgabe, das denkende Ich bzw. persönliche Identität ontologisch zu bestimmen (ibid.).

<sup>40</sup> Auch hier bezieht sich die infallible Gewißheit auf den Charakter gegenwärtiger Meinigkeit, nicht auf die Identität der Inhalte von Gedanken mit früher gedachten.



Dieses Subjekt ist jedoch *nicht empirisch*: Es kann im Akt des Denkens eines Gedankens nicht zugleich *als Denkendes* zum Gegenstand dieses Gedankens gemacht werden, da es je schon Bedingung der Möglichkeit des Gedankens selbst ist (vgl. B 407). Dieses Subjekt kann analytisch als logisches, nicht-empirisches Implikat ausgemacht werden – aber stets nur in Hinblick auf jeweilige empirisch geschehende Denkakte (B 404)<sup>41</sup>. Es ist daher konzeptuell nicht mit der empirischen Person, welche selbst-reflexiv oder für andere als Denkender ausgemacht werden kann, zu identifizieren (z. B. B 422, A 361–366).

Diese *Trennung von empirischem* (i. e. raumzeitlich identifizierbarem, personalem) ‚ich‘ und *logischem ‚ich‘* ist v. a. von Strawson (1992) kritisiert worden. Er konzidiert zwar, daß für faktische Selbstzuschreibung keine empirischen Kriterien notwendig sind, meint aber, daß diese dennoch jederzeit beizubringen sein müßten, damit dem Ausdruck ‚ich‘ eine sinnvolle Interpretation zu verleihen ist (op. cit. 86 und 141 ff.). Er bemängelt „Kants zuversichtlichen Gebrauch der Personal- und Possessivpronomina“ (op. cit. 214, auch schon 150), welcher „ich“, „mein“, „mir“, etc. sowohl für das logische als auch für das empirische Subjekt benutzt und so Identität beider suggeriert, ohne sie verständlich zu machen (op. cit. 215). Entsprechend „korrigiert“ Strawson die Kantsche Theorie dahingehend, daß er das empirische, raumzeitlich erstreckte Subjekt mit dem logischen identifiziert (op. cit. z. B. 88) und letzteres somit konzeptuell eliminiert (op. cit. 215 f.). Strawsons Argumentationen sprechen einen kritischen Punkt an, der sich jeder Transzendentalphilosophie stellt und von Husserl (1953, 182) treffend als „*Paradoxie der menschlichen Subjektivität*“ bezeichnet wird: „Wie soll ein Teilbestand der Welt, ihre menschliche Subjektivität, die ganze Welt konstituieren, nämlich als ihr intentionales Gebilde?“ (op. cit. 183). Strawson suggeriert, dieses Paradoxon könne aufgelöst werden, indem die empirisch-logische Dichotomie von ‚ich‘ zugunsten eines empirischen ‚ich‘ aufgelöst wird. Alle transzendentalphilosophischen und sprachanalytischen Versuche, die sich dieser Problematik widmeten, enttäuschen m. E. jedoch die Hoffnung, zu einem einheitlichen Konzept von ‚ich‘ zu gelangen. Dies ist v. a. zwei Gründen geschuldet.

(1) Es läßt sich *keine Beschreibung empirischer Eigenschaften einer Person* formulieren, deren Zutreffen als notwendige Bedingung für den adäquaten Gebrauch von ‚ich‘ durch dieselbe Person auszumachen sind bzw. *durch die der Ausdruck ‚ich‘ substituiert werden könnte*<sup>42</sup>. Zudem wäre jede Substitution von ‚ich‘ durch einen identifizierenden und referierenden Ausdruck dagegen anfällig, daß sich herausstellen könnte, daß falsch identifiziert bzw. referiert wurde; genau dies ist aber im Falle von ‚ich‘-Zuschreibungen nicht möglich (s. o.; Shoemaker 1994, 44 ff.). ‚ich‘ ist ein irreduzibel indexikalischer Ausdruck, welcher eine *bloße jeweilige raumzeitliche*

<sup>41</sup> Sturma (1985, 98 ff.) bezeichnet dies m. E. treffend als „empirische Kontextabhängigkeit“ des logischen ‚ich‘.

<sup>42</sup> Shoemaker (1994, 49 f.); Strawson selbst postuliert nur die Notwendigkeit von Identifikationskriterien, ohne auch nur den Versuch zu machen, welche zu formulieren.

*Aktualität eines Aktes* zum Ausdruck bringt (Castañeda 1991, 93 und 1987, 118), der mit diesem Akt zugleich als selbstzugeschriebener Akt vollzogen wird (Castañeda 1994, 368), was allerdings keineswegs schon eine raumzeitlich dauernde Identität eines Referenten impliziert (vgl. Castañeda 1987, 135 ff.)<sup>43</sup>. Zumindest diskussionswürdig erscheint unter diesen Prämissen Anscombes These, ‚ich‘ sei kein Ausdruck, dessen Funktion überhaupt darin bestünde, auf jemanden zu referieren (Anscombe 1994, 102). Sie schlägt deshalb vor: „Ich-Gedanken sind Beispiele für ein reflexives Bewußtsein von Zuständen, Handlungen, Bewegungen usw., nicht eines Objektes, sondern *dieses* Körpers“ (op. cit. 105).

(2) Das jeweils denkende bzw. sprechende ‚ich‘ ist reflexiv im gleichen Akt, welchen es als denkendes bzw. sprechendes vollzieht, nicht einholbar. Dazu ist ein neuer Akt erforderlich, welcher jedoch seinerseits wiederum qua Akt, Aussage, etc. ein ‚ich‘ impliziert. Jede Aussage impliziert einen Aussagenden, der *als solcher* – und d. h. als jeweiliges ephemerer, indexikalisches Subjekt der Aussage – nicht vergegenständlicht werden kann. Deshalb können reflexive Aussagen (etwa „ich<sub>1</sub> behaupte, daß ich<sub>2</sub> xy denke.“) nie eine strikte, sondern stets nur eine *gemäßigte Identität* von ‚ich‘<sub>1</sub> und ‚ich‘<sub>2</sub> ausdrücken (Henrich 1976, 82 ff.). ‚ich‘<sub>1</sub> und ‚ich‘<sub>2</sub> drücken aber genau die beiden unterschiedlichen Aspekte von ‚ich‘ aus, welche Kant unterschied: ‚ich‘<sub>1</sub> drückt das logische Subjekt aus, welches analytisches (und daher notwendiges) Subjekt jeder nur denkbaren Aussage ist, während ‚ich‘<sub>2</sub> sich auf Sprecher als empirische Person bezieht, über die man etwas wissen kann<sup>44</sup>.

#### 4.3 Analytische und synthetische Einheit des Selbstbewußtseins

Kant beschränkt sich jedoch nicht auf den Aufweis, daß Selbstbewußtsein in Bewußtsein analytisch impliziert ist, da jedes Bewußtsein seiner semantischen Bedingung nach Bewußtsein für ein jeweiliges Subjekt ist. Er versucht zusätzlich zu zeigen,

<sup>43</sup> Der sprachanalytische „Abstieg vom ‚Ich‘ zum ‚ich‘“ (Tugendhat 1979, 68 ff.), welcher in diesem Text mitvollzogen wurde, führt zu Bestimmungen, die zwar zu Teilen zu Interpretationen führen, die Kant entgegengesetzt sind (s. u.); die Notwendigkeit, zwischen empirischem und logischem Selbstbewußtsein unterscheiden zu müssen, kann jedoch gerade aus dieser Perspektive besonders prägnant aufgewiesen werden.

<sup>44</sup> Unbeschadet an dieser Kritik von Strawsons Reduktion des transzendentalen Selbstbewußtseins auf empirisches Selbstbewußtsein scheint mir sein „kontrastives Objektivitätsargument“ (Aschenberg 1982, 148–184) als Explikation der Bedingungen empirischen Selbstbewußtseins sehr brauchbar zu sein. Strawsons wesentliche These besteht darin, Bewußtsein seiner selbst als empirisches Subjekt bedürfe der Differenzierung eines möglichen subjektiven Weges durch eine Welt, welche als unabhängig vom jeweiligen Weg existierend erfahren wird (Strawson 1992, 25, 76 und 88 ff.). Diese Auffassung stimmt mit wesentlichen empirischen Befunden zur Entwicklung von Selbstbewußtsein überein (Piaget 1975). Allerdings kann dieses Argument lediglich erweisen, daß eine als objektiv bestehend *vermeinte* Welt für empirisches Selbstbewußtsein notwendig ist, nicht aber – wie Strawson (1992, 33 f. und 216 ff.) meint –, daß Erkenntnis von Dingen-an-sich möglich ist (s. Aschenberg 1982, 163 und 172).

a) daß das Subjekt verschiedener Vorstellungen ein identisches ist, und b) daß die Identität des Subjekts vom Subjekt gewußt werden kann, weil es sich seiner transzendentalen Tätigkeit des Synthetisierens bewußt ist.

a) *Die zeitliche Identität des Selbstbewußtseins*

Wenn Kant von einem *einem* Selbstbewußtsein (z. B. B 132) spricht, so ist nicht ein jeweiliges ephemeres Vorkommen indexikalischen Selbstbezugs gemeint, sondern eine „*durchgängige Identität des Selbstbewußtseins*“ (B 135) hinsichtlich einer Pluralität von Vorstellungen (B 133–135; Mohr 1991, Kap. VI.2–5). Die Bedingung der Selbstzuschreibung muß stets bezüglich mehrerer unterschiedlicher Vorstellungen erfüllt sein. Mohr (1991, 137 f.) argumentiert, Vorstellungspluralität sei eine schon in jedem ‚ich denke‘-Fall implizierte Bedingung, da sonst gar nicht möglich wäre, daß sich das Subjekt von Vorstellungen differenzieren und sie sich als seine zuschreiben kann; wäre nur je eine Vorstellung präsent, würde das Subjekt in ihr aufgehen<sup>45</sup>. Henrich (1988) sieht gar in der Identität des (transzendentalen) Subjekts den erfolgversprechendsten Ausgangspunkt für eine transzendente Deduktion der Kategorien<sup>46</sup>.

Wird „Identität“ von ‚ich‘ als Identität der „leeren Vorstellung: Ich“ (B 404), von der konsequenterweise als solcher nichts zu sagen ist (B 404), verstanden, so ist an der Identitätsforderung nichts auszusetzen, da sie als identischer logischer Status von ‚ich denke‘ bzgl. jedes Gedankens bzw. jeder Aussage stets erfüllt ist. „Identität“ erhält bei Kant jedoch notwendigerweise den Sinn von *zeitlicher Kontinuität eines numerisch identischen Subjekts im Wandel seiner Vorstellungen* (Hinsch 1986, 41 f.). Das transzendente Subjekt wird so zu einem biographischen Subjekt<sup>47</sup>. Zeitlich *muß* diese Kontinuität verstanden werden, da eine Pluralität von Vorstellungen nur als *Vorstellungssequenz* verstanden werden kann, die von einem identischen Subjekt verbunden wird (Mohr 136 ff.)<sup>48</sup>. Wird diese zeitliche Identität des logischen Selbstbewußtseins postuliert – erwiesen wird sie m. E. nicht (s. u.) –, dann resultieren mehrere Probleme:

<sup>45</sup> Dies ist die einzige Begründung für die analytische Notwendigkeit von „Identität“, die ich finden konnte. Alle sonstigen diesbezüglichen Annahmen berufen sich auf die Synthesistheorie (s. u.); dies tut auch Kant in B 133.

<sup>46</sup> Henrichs Versuch dürfte allerdings kaum Kants Intentionen entsprechen, da dieser klar herausstellt, daß die Kategorien nicht erfordert seien, um Identitätsbewußtsein zu erlangen (vgl. A 401 f.).

<sup>47</sup> Vgl. Bennett (1966, 117): „The notion of oneself is necessarily that of a possessor of a history: I can judge that this is how it is with me now only if I can also judge that that is how it was with me then.“

<sup>48</sup> Daß Vorstellungspluralität auch nach Kant zeitlich verfaßt sein muß, zeigt A 99. Daß auch die synthetische Tätigkeit des Verbindens nicht anders als zeitlich konzipiert werden kann, macht z. B. A 102 f. deutlich: „Ohne Bewußtsein, daß das, was wir denken, eben dasselbe sei, was wir einen Augenblick zuvor dachten, würde alle Reproduktion in der Reihe der Vorstellungen vergeblich sein“ (A 103). Ich kann mich daher nicht Henrichs Behauptung (1988, 55 f.) anschließen, die Identität des Subjekts sei nicht zeitlich zu verstehen.

- Das logische Subjekt scheint nun doch eine empirische Eigenschaft zu haben – es ist zeitlich.
- Die Rede von der Einheit des Bewußtseins impliziert nun nicht mehr bloß einen einheitlichen Formcharakter i. S. eines logischen Bezugs auf irgendein Subjekt, sondern den Bezug auf ein identisches Subjekt. Dies impliziert jedoch tendenziell eine Bewußtseinstransparenzthese<sup>49</sup> und führt zu all den Problemen, die in Kap. 3.3 diskutiert wurden, wenn „meine Vorstellungen“ als Vorstellungen interpretiert werden, die zeitlich vor dem ‚ich denke‘-Akt vorlagen.
- Es stellt sich das Erfordernis, Identitätskriterien für die Kontinuität von ‚ich‘ in ‚ich denke‘ angeben zu müssen (vgl. Strawson 1992, 93).

*b) Identitätsbewußtsein durch Bewußtsein der eigenen synthetischen Tätigkeit*

Kant selbst meint, daß die analytische Einheit des Selbstbewußtseins (verstanden i. S. von durchgängiger, d. h. zeitlicher Identität) durch die synthetische Einheit des Selbstbewußtseins zu erweisen ist. Die analytische Einheit beruht nach ihm auf einer *selbstbewußten Synthesis*, die darin besteht, „daß ich eine [Vorstellung; A. D.] zu der anderen hinzusetze und mir der Synthesis derselben bewußt bin“ (B 133)<sup>50</sup>. Es soll sich hier also um ein apriorisches Wissen um die eigene Identität handeln, welches nicht aus etwas ihr Zugrundeliegendem abzuleiten sei (Henrich 1988, 62 f.; Mohr 1991, 150). Sturma (1985, 43) spricht von einer „formalen Selbstreferenz des Denkens“, die darin besteht, „daß im Erfahrungsprozeß des Subjekts des Denkens mentale Akte und Ereignisse intern aufeinander bezogen und dabei egozentrisch strukturiert sind“.

Diese Bestimmungen führen m. E. zwangsläufig zu wenigstens zwei aporetischen Konsequenzen.

(1) Kants eigene Behauptung, „das empirische Bewußtsein (...) ist an sich zerstreut und ohne Beziehung auf die Identität des Subjekts“ (B 133) wird so, wiewohl phänomenologisch korrekt, theorieimmanent unverständlich. Wird die formale Einheit des Bewußtseins durch „das ursprüngliche und notwendige Bewußtsein der Identität seiner selbst“ (A 108) geschaffen, so ist nicht mehr zu verstehen, wie Bewußtsein „ohne Beziehung auf die Identität des Subjekts“ (B 133) möglich sein kann. Jedes Bewußtsein implizierte notwendig Selbstbewußtsein.

(2) Die Ausführungen über den Prozeß der Synthesis führen zu *zirkulären Erklärungen*, welche genau das schon voraussetzen, was sie erklären sollen. Eine Vorstellung,

<sup>49</sup> Einer solchen kommt Kant in B 135 sehr nahe: „Ich bin mir also des identischen Selbst bewußt, in Ansehung des Mannigfaltigen der mir in einer Anschauung gegebenen Vorstellungen, weil ich sie insgesamt meine Vorstellungen nenne, die eine ausmachen.“ Das in Fußnote 47 wieder-gegebene Bennett-Zitat macht die Selbsttransparenzimplikation zwingend.

<sup>50</sup> Sehr viel prägnanter noch formuliert Kant an entsprechenden Stellen der TD A: „Denn diese Einheit des Bewußtseins wäre unmöglich, wenn nicht das Gemüt in der Erkenntnis des Mannigfaltigen, sich der Identität der Funktion bewußt werden könnte, wodurch sie dasselbe synthetisch in einer Erkenntnis verbindet“ (A 108). Kant spricht auch davon, daß das Bewußtsein „die Identität seiner Handlung vor Augen“ (sic!) hat (A 108).

die ich mit einer anderen verbinden soll, muß mir schon als solche bewußt sein, damit ich sie verbinden kann (Hossenfelder 1978, 104). Die transzendente Synthesis kann also kein Bewußtsein von etwas als etwas hervorbringen, wenn sie nicht schon auf ein (basaleres) Bewußtsein von etwas als etwas zurückgreifen kann. Woher soll dies aber im Kantschen Theorierahmen zu gewinnen sein? Ein analoges Problem ergibt sich für Selbstbewußtsein: Soll ich mir der „Identität der Funktion bewußt werden“, indem ich die Identität meiner Handlung „vor Augen“ habe (A 108), so ist schon vorausgesetzt, daß ich zuvor schon mit mir vertraut bin. Denn es wäre wohl möglich, auf eine Handlung „hinzusehen“, doch dieses „Hinsehen“ kann nur Erkenntnis der Handlung bzw. des Handelnden, nicht aber die Erkenntnis *der Identität* von Handelndem und Hinsiehendem gewährleisten (Shoemaker 1994, 53 ff.). Zudem wäre eine Fehlidentifikation des „Handelnden“ möglich, da es sich um eine empirische Erkenntnis der Identität handelte. Diese bedürfte Kriterien, was aber gerade nicht nötig ist (s. 4.1), und setzte somit genau das voraus, was zu erklären ist. Sartre (1991, 20 ff.) hat stringent gezeigt, daß jede Konzeption von *Selbstbewußtsein nach dem Modell einer Objekterkenntnis bzw. einer Reflexion* zu einem *infiniten Regreß* führt: „(...) wir stoßen immer auf eine ihrer selbst nicht bewußte Reflexion als letztes Glied – oder aber wir behaupten die Notwendigkeit eines infiniten Regresses“ (op. cit. 21). Selbstbewußtsein kann also nicht als Erkenntnis der Identität eines Selbst konzipiert werden, wie dies Kant in der Synthesis-Theorie tut, nicht aber bspw. in TD B Paragraph 24 f. Es muß als *unmittelbare, nicht reduzierbare, präreflexive und nicht-erkennende Selbstvertrautheit* verstanden werden (Sartre 1991, 21).

### 5. Ein kurzes Fazit

Wie im Text verschiedentlich angedeutet wurde, bleiben zahlreiche Probleme für mich ungelöst. Dazu gehören bspw. die Fragen, wie empirisches und logisches Selbstbewußtsein aufeinander zu beziehen sind, ob Propositionalität des Selbstbewußtseins notwendigerweise Sprachlichkeit erfordert, ob Propositionalität tatsächlich notwendige Bedingung jeder Erfahrung ist, ob eine transzendentallogische Begründung der zeitlichen Kontinuität und Identität des Subjekts gegeben werden kann, oder wie die Verbindung von nicht-sprachlichen Wahrnehmungen und begrifflichen Bestimmungen von Wahrnehmungen zu denken ist<sup>51</sup>.

Die Überlegungen, die ich in dieser Arbeit angestellt habe, sprechen dafür, den Satz „Das: Ich denke, muß alle meine Vorstellungen begleiten können“ analytisch zu interpretieren. Die wesentlichen Resultate der Betrachtung sind folgende:

- ‚ich denke‘ ist als empirischer, performativer Akt einer Selbstzuschreibung von Vorstellungen zu verstehen, welcher das in ihm Behauptete wahr macht, indem er es expliziert.

<sup>51</sup> Da jede Explikation ihres Zusammenhangs notwendigerweise im Bereich der Sprache verbleibt, scheint diese Relation ebenso wie die Relation des Referierens letztlich unerklärbar zu sein (vgl. Davidson 1984).

- Die Relation des „Begleitens“ ist als subordinierende Relation von Gedanken zu einem denkenden Ich zu verstehen. ‚ich denke‘ begleitet Gedanken oder tut dies nicht. Hinsichtlich „unbegleiteter“ Gedanken kann kein transzendentalphilosophischer Nachweis dafür erbracht werden, daß sie als identische von ‚ich denke‘ begleitet werden können.
- In ‚ich denke‘-Sätzen ist das Subjekt seiner Selbst und seiner in solchen Sätzen ausgedrückten Gedanken unmittelbar gewiß.
- Diese Gewißheit kann nicht auf die Gewißheit einer numerischen Identität des Subjekts über die Zeit extrapoliert werden, noch verbürgt sie irgendwelche Gewißheit hinsichtlich vergangener mentaler Akte.
- Sowohl die Synthesistheorie als auch die Lehre der zwei Erkenntnisstämme führen zu massiven Problemen und sind (wenigstens als transzendentalphilosophische) Behauptungen nicht haltbar. Das gleiche gilt für alle Bestimmungen des transzendentalen Subjekts, welche letztlich seine zeitliche Verfaßtheit implizieren müssen.

Diese Einschränkungen betreffen den transzendentalen Anspruch der Theorie Kants. Daß Zeitlichkeit etwa eine notwendige Struktur- und Konstitutionseigenschaft empirischen Selbstbewußtseins darstellt, daß Erinnerung und Reflexionsfähigkeit basale Leistungen sind, welcher empirische Subjektivität bedarf, um als solche zu gelten, stelle ich mit meinen Einwänden keineswegs in Abrede. Diese Fragen können jedoch keinen Gegenstand einer transzendentalphilosophischen Erörterung bilden, da sie andere methodische Zugänge erfordern. Zugleich möchte ich damit jedoch – im Gegensatz zu vielen Kritikern Kants – dafürhalten, daß die Kantsche Konzeption eines transzendentalen Subjekts sinnvoll und erkenntniskritisch allem Anschein nach notwendig ist. Allerdings sollte ihr Erklärungswert für Fragen nach der empirischen Verfaßtheit von Subjekten nicht überschätzt werden. Nichtsdestotrotz bleibt für mich festzuhalten, daß die Beschäftigung mit der Kantschen Konzeption des Selbstbewußtseins auch heute noch eine lohnende philosophische Aufgabe darstellt, die auch einige maßgebliche Rahmenbedingungen für empirische Analysen von Problemen des Selbstbewußtseins zu umreißen vermag.

#### *Literaturverzeichnis*

- Anscombe, Gertrude E. M.: Die erste Person [1975]. In: *Analytische Theorien des Selbstbewußtseins*. Hrsg. von M. Frank. Frankfurt a. M. 1994, S. 84–109.
- Aschenberg, Reinhold: *Sprachanalyse und Transzendentalphilosophie*. Stuttgart 1982.
- Becker, Wolfgang: *Selbstbewußtsein und Erfahrung*. Zu Kants transzendentaler Deduktion und ihrer argumentativen Rekonstruktion. Freiburg/München 1984.
- Bennett, Jonathan: *Kant's Analytic*. Cambridge 1966.

- Castañeda, Hector-Neri: The Self and the I-Guises, Empirical and Transcendental. In: *Theorie der Subjektivität*. Hrsg. von K. Cramer, H. F. Fulda, R. P. Horstmann, U. Pothast. Frankfurt a. M. 1987. S. 105–140.
- Castañeda, Hector-Neri: Die Reflexivität des Selbstbewußtseins. Eine phänomenologische Untersuchung. In: *Dimensionen des Selbst*. Hrsg. von B. Kienzle und H. Pape. Frankfurt a. M. 1991, S. 85–136.
- Castañeda, Hector-Neri: Selbstbewußtsein, demonstrative Bezugnahme und die Selbstzuschreibungstheorie von Überzeugungen [1987]. In: *Analytische Theorien des Selbstbewußtseins*. Hrsg. von M. Frank. Frankfurt a. M. 1994, S. 335–390.
- Chisholm, Roderick M.: Über Kants Satz: Das: Ich denke muß alle meine Vorstellungen begleiten können. In: *Theorie der Subjektivität*. Hrsg. von K. Cramer, H. F. Fulda, R. P. Horstmann, U. Pothast. Frankfurt a. M. 1987, S. 167–202.
- Davidson, Donald: Reality without Reference. In: Ders.: *Inquiries Into Truth and Interpretation*. Oxford 1984, S. 215–226.
- Eisler, Rudolf: *Kant-Lexikon*. Nachschlagewerk zu Kants sämtlichen Schriften, Briefen und handschriftlichem Nachlaß. Hildesheim 1930.
- Henrich, Dieter: *Identität und Objektivität*. Eine Untersuchung über Kants transzendente Deduktion. Heidelberg 1976.
- Henrich, Dieter: Die Identität des Subjekts in der transzendentalen Deduktion. In: *Kant. Analysen, Probleme, Kritik*. Hrsg. von H. Oberer und G. Seel. Würzburg 1988, S. 39–70.
- Hinsch, Winfried: *Erfahrung und Selbstbewußtsein*. Zur Kategorienduktion bei Kant. Hamburg 1986.
- Hossenfelder, Malte: *Kants Konstitutionstheorie und die transzendente Deduktion*. Berlin 1978.
- Hume, David: *Ein Traktat über die menschliche Natur*. [Engl. Originalausg. 1739]. Buch 1: Über den Verstand. Hamburg 1904.
- Husserl, Edmund: *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie – Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie*. Tübingen 1922.
- Husserl, Edmund: Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins. In: *Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung* (Halle/S.) 9, 1928, S. 367–490.
- Husserl, Edmund: *Erfahrung und Urteil* [1938]. Untersuchungen zur Genealogie der Logik. Hamburg 1948.
- Husserl, Edmund: *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie* [1938]. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie. Den Haag 1953.
- Kant, Immanuel: *Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik* [1784]. Hamburg 1976.
- Kant, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft* [1781/1787]. Nach der ersten und zweiten Originalausgabe hrsg. von Raymund Schmidt. Hamburg 1976.
- Merleau-Ponty, Maurice: *Phänomenologie der Wahrnehmung* [1945]. Berlin 1966.



- Mohr, Georg: *Das sinnliche Ich*. Innerer Sinn und Bewußtsein bei Kant. Würzburg 1991.
- Øfsti, Audun: Strawsons Paralogismus. Kants „Ich denke“ und die Kant-Rekonstruktion Strawsons im Lichte der „Doppelstruktur der Rede“. In: *Kants transzendente Deduktion und die Möglichkeit von Transzendentalphilosophie*. Hrsg. vom Forum für Philosophie Bad Homburg. Frankfurt a. M. 1988, S. 232–279.
- Piaget, Jean: *Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde*. Stuttgart 1936.
- Polenz, Peter von: *Deutsche Satzsemantik*. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. Zweite, durchges. Auflage. Berlin 1988.
- Rorty, Richard: Strawson's Objectivity Argument. In: *The Review of Metaphysics* (Washington) 24, 1970, S. 207–244.
- Rorty, Richard: *Der Spiegel der Natur*. Eine Kritik der Philosophie. Frankfurt a. M. 1992.
- Ryle, Gilbert: *Der Begriff des Geistes* [1949]. Stuttgart 1969.
- Sartre, Jean-Paul: *Das Sein und das Nichts*. Versuch einer phänomenologischen Ontologie [1943]. Reinbek 1991.
- Schwyzler, Hubert: *The Unity of Understanding*. A Study in Kantian Problems. Oxford 1990.
- Shoemaker, Sydney: Selbstbezug und Selbstbewußtsein [1968]. In: *Analytische Theorien des Selbstbewußtseins*. Hrsg. von M. Frank. Frankfurt a. M. 1994, S. 43–59.
- Strawson, Peter F.: *Die Grenzen des Sinns*. Ein Kommentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft [1966]. Frankfurt a. M. 1992.
- Sturma, Dieter: *Kant über Selbstbewußtsein*. Hildesheim 1985.
- Tugendhat, Ernst: *Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung*. Frankfurt a. M. 1979.
- Tugendhat, Ernst–Wolf, Ursula: *Logisch-semantische Propädeutik*. Durchges. Auflage. Stuttgart 1993.